



ROMAN

Hälften

HANNAH M. PETEREIT

HANNAH M. PETEREIT

Hälften

ROMAN

3. Auflage

Deutsche Erstausgabe Juli 2017

© Hannah M. Petereit, 2017

Umschlaggestaltung & Buchsatz: © Vera Moritz, detaildesign-agentur.de

Lektorat & Korrektorat: Josephine Bärle

Alle Rechte, einschließlich das des vollständigen und auszugsweisen
Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Dies ist eine fiktive Geschichte. Die Figuren im Roman sind frei erfunden
und beziehen sich nicht auf real existierende Personen.

Impressum

Hannah M. Petereit, Am Kirchborn 26, 55126 Mainz

hannah@hannahpetereit.de

Druck und Bindung: epubli, ein Service der neopubli GmbH, Berlin

Printed in Germany

ISBN: 978-3-7450-0735-0

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

»Und so kam es, dass beide Welten – Licht und
Schatten – näher aneinander rückten, denn sie teilten
sich von nun an die sternenbesetzte Nacht.«

Von Elia und Svain

Aus »Die Erschaffung der Welt«, nach der Überlieferung der Danaer

EIN NEUES LEBEN

Sie hatte sich vorgestellt, sie würden an einem polierten Tisch aus dunklem Holz sitzen. In teuren Klamotten, einander gegenüber, mit je einem Anwalt an der Seite. Sie hatte sich ein Szenario aus einem amerikanischen Film vorgestellt. Die deutsche Amtsgerichtswirklichkeit sah anders aus.

Elisabeth strich sich über die Knie. An den Nähten ihrer Jeans fand sie einen Anker für ihre Hände. Der Richter hatte sie beim Betreten des Saals gemustert. Hätte sie sich andere Hosen kaufen sollen? Wann hätte sie die je getragen? Für Hochzeiten kaufte man neue Klamotten, nicht für einen Scheidungstermin.

Andreas saß ihr nicht gegenüber, sondern neben ihr. Er warf ihr einen Seitenblick zu und sie bemerkte, dass das leise Geräusch im Raum von ihr kam. Ihre kurzen Nägel kratzten über die Jeansnaht. Der Richter raschelte mit Papier. Mit gerunzelter Stirn sah er auf, wie ihr Vater es immer getan hatte, wenn er ihr und Laura eine Gute-Nacht-Geschichte vorgelesen hatte. Elisabeth sah dem Blatt nach, das er zur Seite legte.

In ihrer Vorstellung hatte er Fragen gestellt und sie hatte explizite Angaben machen müssen. Dass sie die Scheidung wollte. Dass sie und Andreas seit über einem Jahr getrennt lebten. Dass Soundsoviel-Euro-fünfzig von ihren Rentenanwartschaften auf ihn übertragen wurden.

Der Richter stellte weder ihr noch Andreas irgendwelche Fragen. Er verlas ihre beiden Leben von einem DIN-A4-Blatt: Geburtsdaten, Heirat, Trennung, Beruf. Andreas studierte noch. Keine Kinder.

»Der Streitwert wird auf 7500 Euro festgesetzt.«

Damit stand er auf, ging durch den Raum und öffnete die Flügeltür. Elisabeths Augen glitten zu der Wand hinter dem Richterpult. Darüber zog sich ein Fleck – die Ränder ausgefranst, wie bei einer schlecht verheilten Narbe. War es ein Fleck oder ein Riss in der Mauer?

Neben ihr rückte Andreas seinen Stuhl zurück. Einen leeren Platz weiter schlug die Anwältin die Mappe auf ihren Knien zusammen und erhob sich. Elisabeth versuchte sich an die Worte zu erinnern, die bisher im Saal ausgesprochen worden waren. Hatte sie den entscheidenden Teil verpasst?

Die Anwältin nickte ihr zu. Bevor sie aufgerufen worden waren, hatte sie ihr und Andreas kurz den Ablauf erklärt. Aufstehen zur Urteilsverkündung. Vorher stellte das Gericht die Öffentlichkeit her. Elisabeth stand auf und legte die Hände hinter dem Rücken ineinander. Dann ließ sie sie wieder auseinander gleiten. Es fühlte sich alles nicht gut an.

Acht Monate hatten sie es miteinander ausgehalten, nachdem sie sieben Jahre ein Paar gewesen waren. Nachdem sie sich 21 Jahre lang gekannt hatten. Sie spürte Andreas neben sich. *Sie* hatte es gerade mal acht Monate ausgehalten, mit ihm verheiratet zu sein, bevor sie seine Tasche gepackt und ihn vor dem Hoftor seiner Eltern ausgesetzt hatte. Er begegnete ihrem Blick und für einen Moment hatte sie das Gefühl, in einen Spiegel zu sehen. Um seine Augen lagen Schatten. Er wirkte, als hätte sich die Verhandlung über Wochen gezogen. Als wären sie seit Stunden in diesem Raum und nicht erst seit wenigen Minuten.

Der Richter schloss die Tür wieder und kehrte zu seinem Pult zurück. Er musterte sie, dann Andreas. Dann ließ er den Blick auf das DIN-A4-Blatt vor sich fallen, las abermals die Daten ihrer Eheschließung ab und erklärte sie für geschieden.

Er sah auf und seine Stirn legte sich in Falten. »Damit sind Sie wieder frei. Für ein neues Leben.«

JULIUS

Die Wohnungstür fiel hinter ihr ins Schloss.

»Ich bin da«, rief Elisabeth in den Flur. Sie band ihre Schuhe auf, schaltete die Lampe auf der Kommode ein und tauschte Schuhe gegen Kuschelsocken. Aus dem Schlafzimmer drangen Tastaturgeklapper und Kampfeslärm. Julius schien in irgendetwas verwickelt zu sein.

Es war später Nachmittag, der nächste Tag ein Arbeitstag. Sie brauchte jetzt trotzdem eine Tasse Kaffee. Elisabeth bog in die Küche ab, ließ die Maschine aufwärmen und sich auf einen der beiden Stühle fallen. Hinter dem runden Tisch blickte sie in den ausdämmernden Tag. In einer halben Stunde würde die Fensterscheibe nur noch ihr Spiegelbild zurückwerfen. Unter dem Küchentisch bollerte die Heizung und verströmte Wärme, die nicht tief genug unter ihre Haut drang.

Ein neues Leben.

Sie hatte es nicht erwartet, aber die Spannung in ihren Schultern hatte sich plötzlich gelöst. Vielleicht hatte Andreas das Urteil schwarz auf weiß gebraucht. Mit dem heutigen Tag war Elisabeth aus seinem Leben gestrichen. Nichts hielt ihn mehr in seinem alten Zimmer im Haus seiner Eltern. Es war ohnehin unverständlich, was ihn die letzten sechzehn Monate dort gehalten hatte. Sie an seiner Stelle hätte sich längst ein WG-Zimmer gesucht. Jetzt endlich würde er sein Leben neu gestalten. Der Richter hatte es gesagt, jetzt war er frei.

Elisabeth öffnete die Spülmaschine, um die Kaffeetasse wegzustellen. Julius hatte offenbar nur gefrühstückt. Sie zog die Müslischale aus der Hal-

terung für Teller und sortierte sie zusammen mit der Tasse in den oberen Geschirrkorb ein.

Julius drehte kurz den Kopf, als sie das Schlafzimmer betrat. Nicht weit genug, dass ihre Blicke sich trafen. Er hatte das Headset aufgesetzt, ließ den Ton aber trotzdem über Boxen laufen. Vom Monitor fauchte ihn ein wütender Drache an.

»Und?«, fragte er. »Ist alles gut gegangen?«

Sie nickte. Er hatte ihr den Rücken zugedreht, also sagte sie: »Ja. Gut.«

Sie zog eine bequeme Hose aus dem Kleiderschrank. Die Klamotten fürs Gericht – ihre schwarze Jeans und den Blazer, den sie sich für Bewerbungsgespräche gekauft hatte – warf sie in die Wäsche. Vermutlich hätte sie den Blazer noch ein paarmal tragen können.

»Ich stell mich unter die Dusche.«

»Gut«, sagte Julius.

Sie ließ die übrigen Klamotten in die Wäschetruhe fallen. Als sie in der Tür stand, drehte Julius sich um.

»Ehrlich?«, fragte er. »Duschen? Jetzt?«

Er ließ den Blick zu ihrem nackten Bauch rutschen. Aus den Boxen hinter ihm fauchte es lauter. Der Drache hatte den giftgrünen Rückenkamm aufgestellt und machte Anstalten, sich umzuwenden. Elisabeth nickte zum Monitor hin. Julius drehte sich um und drückte die Hände in die Tasten.

Duschen tat gut. Das heiße Wasser spülte ihren Kopf von Gedanken frei. Elisabeth stellte den Massagestrahl ein und brauste ihre Haut ab. Der Badezimmer Spiegel beschlug vom Wasserdampf und als sie sich schließlich ins Handtuch wickelte, war ihr nicht mehr kalt.

Julius kämpfte noch immer gegen den Drachen, vermutlich in einem neuen Versuch, als sie mit Handtuchturban auf dem Kopf in Hose und Kapuzenjacke schlüpfte und in ihren Schreibtischstuhl fiel. Die beiden Schreibtische standen über Eck. Der Platz war zu eng, um Elisabeths Schreibtisch komplett aufzubauen. Ein Teil der Tischplatte lehnte seit ihrem Einzug hinter einem Stoß Umzugskisten im Keller.

Sie rollte neben Julius und sah dem Treiben auf seinem Monitor zu. Zwischen zwei Angriffszaubern lächelte er sie an. »Na?« Nach einer Weile sagte er: »Du warst ja den halben Tag weg. Hat das so lange gedauert?«

»Ich war den ganzen Tag weg.«

Julius' Blick ging in die obere Bildschirmecke, wo die Uhrzeit stand.
»Wie war Andreas drauf?«

»Ganz gut.«

Julius nickte, wurde von einer kritischen Kampfeswendung in Beschlag genommen und für die nächsten Minuten schwiegen sie. Der Drache bäumte sich auf, spie Feuer, fauchte. Allem Widerstand zum Trotz schrumpfte die Lebensleiste über seinem Kopf kontinuierlich zusammen.

»Gleich fällst du um«, sagte Julius voraus, zehn Sekunden bevor er es tat.

Elisabeth betrachtete die letzten Zuckungen des Monstrums. »Wir waren noch in einem Café.«

Julius sog geräuschvoll Luft durch die Nase. »Du riechst nach Kaffee.«

Elisabeth rollte ihren Stuhl ein paar Zentimeter zurück.

»Er hat eine neue Freundin. Oder jedenfalls könnte sie das werden. Klang verliebt, als er von ihr erzählt hat.«

Auf Julius' Gesicht zeichnete sich beinahe Interesse ab. »Was hat er erzählt?«

»Nicht viel.«

Andreas hatte das Gespräch schnell zurück auf unverbindliches Terrain gelenkt. Ihr war es recht gewesen. Für sie war auch die Neue unverbindliches Terrain, aber vielleicht hatte er befürchtet, sie könnte Julius erwähnen. Zwei halbe Sätze und dazu der Blick in Andreas' Gesicht hatten Elisabeth genügt, um zu erkennen, dass dieses Mädchen Andreas den Kopf verdreht hatte. Sie hätte sich eher die Zunge abgebissen, als zu jemandem, dem so deutlich Herzen in den Augen standen, von Julius zu sprechen.

»Und dann?«

»Dann hatte er eine Verabredung mit seinem Computer.«

Julius verzog den Mundwinkel zu etwas, das vielleicht der Ansatz eines Grinsens war. Seine Augen blieben auf den Monitor gerichtet.

»Das hier geht noch eine Weile«, sagte er schließlich.

»Ist okay.« Sie lehnte sich in den hohen Stuhl zurück. Er drückte auf der Tastatur herum. Die Bewegung seiner Finger ließ die roten Härchen auf seinem Unterarm vibrieren und setzte sich leise fort, bis zu seinem

Schulterblatt. Sie löste den Blick und ließ ihn durch das Zimmer gleiten – über die taupegrauen Wände, über das Regal, das auf Julius' Bettseite unter der Dachschräge stand. Von den drei Brettern war gerade mal ein halbes mit ein paar Büchern gefüllt. Elisabeth strich mit den Augen über das Holz. Sie fühlte sich leer, was keinen Sinn machte. Der Scheidungstermin hatte nur den letzten Punkt hinter den gescheiterten Versuch *Ehe* gesetzt. Sie hatte nichts verloren an diesem Tag. Sie hatte ihre Ungebundenheit zurückgewonnen.

Ihr Blick wanderte zu dem schmalen Doppelbett. »Hm.« Sie lenkte die Augen von den press aneinander liegenden Kopfkissen zu den dicken Buchrücken auf ihrem Nachttisch.

»Kannst du deinen Ton über Headset laufen lassen«, sagte sie.

Julius drückte Tasten und die brodelnden Geräusche verstummten. Zwei achtziger Kopfkissen auf einer einsvierziger Matratze konnten nicht anders als press aneinander liegen. Sie rollte mit ihrem Stuhl an ihren Schreibtisch und klappte den Laptop auf.

ARIANE

Nimue brauchte einen Moment, um sich zu orientieren. Sie lag auf einem Bett mit einer echten Matratze. Vollständig angekleidet, wie sie es beurteilte. Um sie herum war Stille. Kein leises Atmen oder Rascheln aus einer entfernten Ecke des Zimmers. Sie musste allein sein.

Wo? In welchem Haus? In welchem Teil Adanas?

In ihrer Erinnerung fand sie nur Bruchstücke der vergangenen Nacht. Sie war mit Ariane unterwegs gewesen. Eher ziellos, aber dafür mit Ausdauer. Sie erinnerte sich an die wechselnde Landschaft. Wald, Äcker, Fels. Mit den Gedanken war sie anderswo gewesen, aber gerade deshalb hatte sie nicht einkehren wollen, auch wenn sie an mehreren Gasthäusern vorbei gekommen waren.

Offensichtlich waren sie schließlich doch eingekehrt.

Nimue gab den Versuch auf, die Erinnerung zu sortieren, und schlug die Augen auf. Der Raum um sie war in violettblaues Licht getaucht. War sie in Danaos? Der Geruch stimmte nicht. In Danaos hätte der schwere Duft der Panatfrucht in der Luft gehangen, gewürzt mit einer Prise Meer. Hier roch es – nach Eintopf, wenn sie es recht bedachte.

Als sich ihre Augen an das Licht gewöhnt hatten, erkannte sie, dass die Färbung von den Bettvorhängen kam, die rings um sie zugezogen waren. Sie schob den Vorhang ein Stück zur Seite. Dahinter fiel weißes Mondlicht durchs Fenster und ordnete einen Teil der Geschehnisse für sie. Sie waren nachts noch nach Korroksthron gekommen, wo sie auf ein Bier mit Fedor am Feuer gesessen hatten. Ariane war irgendwann zu Bett gegangen und Nimue und Fedor waren schweigend sitzen geblieben.

Neben dem Bett fand sie ihre Stiefel. Zumindest die hatte sie noch ausgezogen. Sie setzte sich auf die Bettkante, schob die Füße hinein und schloss die Schnallen. Ihr Körper fühlte sich ausgeruht an, im Gegensatz zu ihrem Geist. *Verbraucht*. Sie konnte nicht sagen, wovon.

Das Gasthaus wurde von einem Danaer geführt. Daher die Bettvorhänge und ihr Gefühl beim Aufwachen, einem Stück Heimat nahe zu sein. Sie beglich ihre Rechnung bei ihm und gab ihm Elias Segen mit auf den Weg, wofür er sich mit einer angedeuteten Verbeugung bedankte und die Rechnung um einen merkbaren Betrag schmälern wollte. Nimue schlug das Angebot mit einem Lächeln aus.

»Elia verteilt ihren Segen nicht gegen Bezahlung.«

Der Gastwirt nahm die Münze, die er über den Tresen geschoben hatte, zurück.

»Eine ihrer Priesterinnen unter meinem Dach zu beherbergen, macht dem Haus Ehre«, sagte er und verabschiedete sie mit einem respektvollen Nicken.

Das Gasthaus lag in einem Viertel der Stadt, in dem sich mehrere Danaer niedergelassen hatten. Die Schilder an den Läden und die Beleuchtung der Schaufenster verrieten es: Eine filigran gezeichnete Spule, geschwungene Buchstaben, samtenes Licht, soweit sich dieses nachbilden ließ. Einige Häuser wiesen Einflüsse danaidischer Baukunst in Form von verschnörkelten Vorsprüngen und großzügigen Balkonen auf. Bald verschwanden diese Zeichen. Die Häuser wurden schlichter und waren nach praktischeren Gesichtspunkten gebaut worden. Je näher sie dem Wasser kam, umso dichter bevölkert wurden die Straßen. Am Wasser lagen alle großen Einrichtungen von Korroksthron, die größten von ihnen mit Blick auf das Schloss, das sich als steinerner Koloss an der breitesten Stelle des Flusses aus dessen Mitte über die Stadt erhob.

Nimue begegnete keinen bekannten Gesichtern. Fedor und Ariane waren beide vermutlich schon seit Stunden unterwegs, irgendwo in der Stadt. Sie erreichte das Wasser, folgte dem Verlauf eines Kanals und überquerte schließlich eine der vielen Brücken der Stadt. Ihre Schritte führten sie in den nördlichen Teil, dorthin, wo es zwischen all dem Stein einen Flecken

Grün geben würde. Die Aussicht darauf ließ sie weiter ausschreiten. Dort würde sie Kraft tanken.

Sie bog um eine Ecke und war so in die Visualisierung der Stadtparkwiesen vertieft, dass sie die schwarze Gestalt erst bemerkte, als sie in sie hineinlief.

»Oh. Au.« Sie fasste sich an die Schulter.

»Ehm, das tut mir leid«, sagte er.

»Entschuldigung.«

»Damit hätten wir das gedoppelt.«

Nimue sah auf und in das Gesicht eines Danaers. Eines ungewöhnlich dunklen Danaers, aber das lag wohl an den Lichtverhältnissen. Er sah mit grauen Augen auf sie herab und rieb mit dem Daumen über eine Stelle seiner Brust, die sich auf Höhe von ihren Schultern befand.

»Wehgetan?«, fragte er.

Sie schüttelte den Kopf und blickte auf seinen Daumen. »Dir?«

Er ließ die Hand sinken. »Quatsch.«

Über der Stelle, die er gerieben hatte, prangte eine silberne Brosche in Form eines mit einem Sahnehäubchen gekrönten Tortenstücks. Nimue runzelte die Stirn, glättete sie schnell wieder und ließ den Blick auf ihre Hände fallen.

»Ich war in Gedanken und zu schnell unterwegs. Tut mir leid ...«

»Ich dachte, darüber war unser Gespräch gerade hinaus«, sagte er.

Sie musste lächeln. Als sie aufsah, bemerkte sie, dass sie noch immer sehr nah vor ihm stand und trat einen Schritt zurück. Schweigend sahen sie einander an, bis sie seinem Blick auswich. »Ich war auf dem Weg zum Park.« Sie wedelte in die Richtung.

»Und ich auf dem Weg zur Gildenhalle.«

»Na, dann ...«

»Einen schönen Nachtspaziergang«, wünschte er.

Sie traten aneinander vorbei und drehten sich zueinander um. Etwas an seiner Ausstrahlung verunsicherte Nimue. »Einen schönen Gildenhallenbesuch«, wünschte sie zurück. Dann wandte sie sich um und setzte ihren Weg fort.

Der Zusammenstoß mit dem Unbekannten hatte einen Teil der Teilnahmslosigkeit, mit der sie durch die Straßen gewandert war, vertrieben. Auf dem letzten Stück Weg zum Park leuchteten ihr zwischen den grauen Mauern bunte Flecken entgegen: Ein bepflanzter Blumenkübel, ein Türkranz, gelbe Schleifen, die jemand um einen Laternenpfahl gebunden hatte.

Sie hatte ganz vergessen, ihm den Segen der Göttin mit auf den Weg zu geben.

Den Eingang zum Park markierte ein Torbogen. Darunter wartete eine Gestalt. Ariane. Natürlich auf sie. Nimue erkannte sie an der Körperhaltung, mit der sie jeden anderen davor warnte, ihr auch nur einen guten Abend zu wünschen.

»Ich wusste, dass du hierher kommen würdest.« Es war höchstens eine kleine Bewegung der Schultern, ein veränderter Ausdruck in den Augen, der ihr die Kühle nahm.

»Du kennst mich«, sagte Nimue und versuchte ein Lächeln, das ihr mit einem Mal schwer fiel. Ariane schwieg, was Nimue als schlechtes Zeichen auffasste. Sah man ihr das Unbehagen deutlicher an, als sie es selbst greifen konnte?

Sie traten durch den Torbogen und in ein anderes Land. Hier gab es kein Laternenlicht. Entlang der Wege lagen grün und gelb leuchtende Steine im Gras. Über ihnen war der Himmel schwarz, besetzt mit funkelnden Sternen. Es roch feucht und frisch nach Erde. Hier und da raschelte es im Gebüsch. Nebeneinander gingen sie den gewundenen Pfad entlang, bis sie die sprudelnde Quelle in der Mitte des Stadtparks erreichten. Ariane schwieg, aber gleich würde sie Fragen stellen. Nimue hatte keine Antworten parat. Trotzdem ließ sie sich neben der Quelle ins Gras sinken. Das Gurgeln des Wassers strömte in ihre Gedanken. Sie spürte, wie ihre Gesichtszüge sich glätteten: die Stirn, die Kopfhaut. Sie hörte auf, die Zähne aufeinander zu beißen.

»Was ist es?«, fragte Ariane. Sie hatte sich Nimue gegenüber ins Gras gekniet, mit geradem Rücken und ein Stück zurückgelehnt, gerade so viel, dass Nimue es nicht bemerken sollte. Hier am Boden waren ihre Gesichter

auf Augenhöhe. Sonst musste Nimue zu der kleineren Adanaide hinab sehen. Sie sah Ariane an und hob die Schultern.

Ariane ließ den Blick über das Gras schweifen. »Wo ist Fedor?«, fragte sie.

»Tja«, sagte Nimue. Es kam leiser heraus als geplant.

»Ich an seiner Stelle würde dich nicht alleine aufwachen und dann ziellos durch die Straßen irren lassen.«

»Ich hatte ein Ziel«, sagte Nimue.

Ariane warf ihr einen von den Blicken zu, die sie sich sonst für Menschen aufhob, die sich ungefragt an ihren Tisch setzen wollten.

»Und ich kann auf mich allein aufpassen. Ganz abgesehen davon, dass die Stadt von einer Mauer umgeben ist, in die man eine Horde Oger hätte einmauern können, ohne je wieder einen Mucks von ihnen zu hören.«

»Weil sie das Maul voll Mörtel haben?«

Nimue verzog das Gesicht. »Genau.«

Ariane löste die Kordel, die ihren Mantel zusammenhielt, und strich sich über den Hals. Unter ihren Fingern lugte das Mal hervor, das sie als Schwarzmagierin auswies. Sie hatte Nimue einmal erzählt, wie sie es bekommen hatte. Ihr Ausbilder hatte es ihr an dem Tag, an dem sie ihren ersten Dämon beschworen hatte, direkt unter die Haut gebrannt.

»Du kannst natürlich auf dich aufpassen«, sagte Ariane. »Ich würde dich trotzdem nicht alleine lassen.« Sie sah Nimue nicht an. »Um dich nicht alleine zu lassen.«

»Im Augenblick bin ich nicht allein«, bemerkte Nimue.

»Ja. Nein. Du weißt, was ich ...« Ariane drehte den Kopf zur Seite und richtete ihre Aufmerksamkeit auf die plätschernde Quelle. »Du bist die hübscheste Frau der Welt, Nim. Du hast mehr verdient, als nicht beachtet zu werden.«

»Ich werde beachtet.«

Ariane tauchte die Hand unter Wasser, zog sie wieder heraus und ließ die Tropfen ins Gras fallen. Irgendetwas an dem Anblick machte Nimue unruhig. Überhaupt fühlte sie sich hier im Park, zusammen mit Ariane, plötzlich nicht mehr wohl.

»Lass uns ...« Sie brach ab, weil ihr kein Vorschlag einfiel. Was tun? Wohin gehen? Seit Rhea und Aron vor vierzehn Tagen das Schiff zu den Buckelinseln bestiegen hatten, stellten sie sich täglich die Frage. Anfänglich hatten sie noch zu dritt kleinere Aufträge übernommen. Mit Fedor und Ariane hatte Nimue eine Handelskarawane durchs Klufttal begleitet oder sie waren der Ursache eines faulenden Waldstücks auf den Grund gegangen. Fedor hatte hinter diesen Aufträgen das Ziel gefehlt, ein Sinn hinter ihren Tagen. Nimue hielt nichts von der Sinnfrage. Sie vermisste ihre Freunde. Und ihn.

Geblichen war Ariane. Es war einfacher gewesen, zu fünf zu sein.

»Der Park tut mir heute nicht gut«, sagte sie schließlich.

Ariane stand auf und streckte Nimue eine Hand entgegen. Es war lächerlich, sich von der kleinen Frau hoch helfen zu lassen. Als ob ... Nimue drängte die aufkeimende Entrüstung zurück und nahm die Hand. Ariane war nicht der Grund, warum sie sich verloren vorkam.

Die Hand war nass. Sie ließ Nimues einen Moment zu spät los. Ariane sah ihr in die Augen.

»Arme Nim.«

Nimue schüttelte den Kopf.

Es war ein undenkbar schlechter Moment, um die Fassung zu verlieren. Sie spürte Tränen in sich aufsteigen und schluckte sie hinunter. Ariane hob die Hand zu ihrem Gesicht. Nimue wollte zurückweichen und blieb unbewegt stehen. Es war keine Berührung, aber sie spürte die Kälte, die von den nassen Fingern ausging, dicht neben ihrer Haut.

Jemand rief sie. »Nim?«

Sie zuckte zusammen und fuhr herum.

»Ariane? Seid ihr hier?«

»Rhea«, sagte Ariane leise, und im nächsten Moment rief sie: »Sind wir.«

Nimue schüttelte das Gefühl von Arianes kalten Fingern in ihrem Gesicht ab. Rhea war hier. Erleichtert ließ sie die Schultern sinken.

Grün-gelb beleuchtet sprang die Silhouette der Kriegerin auf sie zu: runder Schild auf dem Rücken, gegürtetes Schwert, hüpfender Pferdeschwanz, als wäre sie erst vor ein paar Minuten zwischen den Bäumen verschwunden. Sie umarmte Nimue, dann Ariane.

»Fedor sagte, ich würde euch hier finden.«

»Hat er das?«, sagte Nimue.

»Und ihr müsst gleich mitkommen. Ich will die Geschichte nicht zweimal erzählen.«

Nimue und Ariane sahen einander an. Was auch immer Augenblicke zuvor zwischen ihnen gewesen war, Rhea hatte es vertrieben. Stattdessen breitete sich in Nimue ein Kribbeln aus. Wenn Rhea eine Geschichte nicht zweimal erzählen wollte, musste es schon eine besondere sein.

»Kommt, kommt!«, trieb Rhea sie an.

»Schon in Bewegung«, sagte Ariane.

Nimue hatte Mühe, mit der bepackten Kriegerin mitzuhalten. Rhea schlug fast schon Lauftempo an. Sie verließen den Park und waren bald am Fluss.

»Wohin geht es denn?«, fragte Nimue.

»Fedor und Aron sitzen im Lachenden Krug.«

Auf den Straßen wurde es enger, was Rheas Tempo immerhin etwas drosselte. Auf einer Brücke kam ihnen ein ganzer Strom Menschen entgegen. Sie hatten sie fast überquert, als Nimue innehielt und den Kopf zurückdrehte. Am anderen Ende der Brücke war ebenfalls jemand stehen geblieben und sah zu ihr herüber. Der dunkle Danaer. Sie spürte seine Augen unter der Haut. War sie deshalb stehen geblieben? Nimue drehte die Handflächen nach oben und sprach einen lautlosen Segensspruch. Der Unbekannte verbeugte sich. Sie hob eine Hand zum Gruß und wandte sich wieder um, um ihre Freundinnen einzuholen. Rhea war in der Menge verschwunden. Ariane wartete am Fuß der Brücke und musterte sie mit einem Blick, den Nimue ignorieren wollte.

Der Lachende Krug lag im Handelsviertel von Korroksthron. Rheas Gesicht war gerötet, als sie den anderen die Tür aufhielt, was bei ihr bedeutete, dass ihre sommersprossige Haut von ungleich großen Flecken überzogen wurde. Nimue fühlte sich ebenfalls erhitzt. Ihr Atem ging schnell von dem Quer-durch-die-Stadt-Lauf. Am liebsten wäre sie noch länger gelaufen. Rheas Aufregung hatte sie angesteckt. Sie fühlte sich fast wie in alten Zeiten. Das Gefühl verstärkte sich noch, als sie Aron und Fedor an dem runden Tisch entdeckte mit fünf Krügen vor sich. Fedor hob grüßend die

Hand und diese eine Geste genügte, um in Nimue ein Zärtlichkeitsgefühl zu wecken, das sie lange vermisst hatte.

»Also!«, hob Rhea an, kaum dass sie sich gesetzt hatten.

Aron schob ihr einen Bierkrug zu und wandte sich an Nimue und Ariane: »Schön, euch zu sehen.«

»Es kommt mir viel zu lange her vor«, sagte Nimue. Es war unglaublich schön, ihn und Rhea und überhaupt sie alle wieder zusammen zu sehen.

»Für die Buckelinseln braucht man ein paar Tage«, sagte Aron.

»Ja, ja«, kürzte Rhea die Sache ab. »Ich muss morgen früh raus und gleich in die Heia.«

Also lauschten sie ihrem Bericht.

Nimue legte die Hände um den Bierkrug und versuchte das Prickeln zu ignorieren, das sich in ihren Nacken setzte. Rhea erzählte, dass sie jemanden getroffen hätten, der jemanden getroffen hatte, der davon berichtete, dass seinen Freunden ein Übergang in die Schattenwelt gelungen war. Sie spürte, wie der Taumel sie verließ.

»Hat es das nicht schon oft gegeben?«, warf Fedor ein.

»Haben das nicht schon viele behauptet?«, rückte Ariane den Einwurf zurecht.

Nimue hielt sich an dem kühlen Tonkrug fest. Sie kannte Berichte über die Schattenwelt. Von Abenteurern, die ausgezogen waren, um den dunklen Spiegel zu Elias Lichtwelt zu erforschen. Die meisten der Berichte endeten damit, dass jene Abenteurer nie wiedergesehen wurden, was irgendwie die Frage aufwarf, wer die Geschichten dann überhaupt in Umlauf gebracht hatte. Sie handelten von Schatzsuchen oder von magischen Gegenständen, die in die andere Welt verschleppt worden waren. Beinahe jede Geschichte erzählte von den Bewohnern der Schatten als von grässlichen Kreaturen, die im Wesentlichen aus Klauen und Krallen bestanden.

»Ich dachte auch immer, dass das alles Märchen sind«, sagte Aron. »Geschichten über die Schattenwelt ...« Er räusperte sich mit einem entschuldigenden Blick zu Nimue und Fedor. »Davon erzählen Danaer ihren Kindern, wenn ihnen keine Antworten mehr einfallen.«

»So ist es«, sagte Fedor. Er nickte so gelassen, dass Nimue für einen Moment überlegte, ob er tatsächlich spottete.

»So ist es nicht«, sagte sie.

»Ist es nicht«, sagte Aron. »Das glaube ich nun auch.«

»Geschichten hat es immer gegeben. Eine gute Geschichte kann einem immerhin den Bauch mit einer warmen Mahlzeit füllen.« Ariane schnaubte. »Oder einen, der's braucht, für einen Abend ins Rampenlicht stellen.«

»So eine Geschichte war das nicht«, sagte Aron.

»Es war eine Bäuerin«, sagte Rhea. »Sie hat mir auf ihrem Hof davon erzählt, wo sie die Mahlzeiten selber kochen muss, und wo ihr außer mir nur die Hühner zugehört haben.«

Nimue sah fragend zu Aron.

»Ich bin erst hinterher dazugekommen. Als wir die Spuren gefunden haben«, sagte der.

»Ich hätte Aron das Geschwätz gar nicht weitergetragen, wenn wir nicht ... In diesem Wald ...« Rhea zog sich unwillkürlich zusammen, die Ellbogen an den Körper und richtete den Blick auf eine unbestimmte Stelle zwischen den Kneipentischen. »Irgendetwas war dort ... anders.«

»Es war alles falsch«, sagte Aron.

»Nicht, wie es gehört. Sie hat gesagt, der Bursche wäre von dort gekommen, einen Tag vorher. Er war nur noch Espenlaub und erzählte, seine Truppe sei auf diesen Riss gestoßen. Ein Riss durch Luft und Bäume. Einfach so, mitten in der Landschaft. Zuerst haben sie sich nicht getraut, aber dann ist der Mutigste vorangegangen und zwei hinterher. Er konnte sich nicht überwinden.« Rhea nahm einen Schluck aus ihrem Bierkrug. »Er hat zugesehen, wie sich das Ding wieder geschlossen hat. Dann hat er die Beine in die Hände genommen und ist zum Hof gerannt.«

»Unter die Arme«, sagte Ariane.

»Was?«

»Die Beine.«

Rhea schüttelte den Kopf. »Ist doch egal.«

»Du glaubst es?«, fragte Fedor Aron. Der sah ihm in die Augen und nickte.

»Ich weiß«, sagte Rhea und hob die Hände. »Manchmal gehen die Esel mit mir durch. Ich hör da was und dann ...«

»Ist es gar nicht spannend«, sagte Ariane.

»Das hier ist anders. Wenn ihr dagewesen wärt, würde ich längst trinken, statt mich fusslig zu reden.« Trotzig nahm sie ihren Krug mit beiden Händen, prostete ihnen zu und trank ohne abzusetzen. Bis Aron eingriff. »Langsam.« Rhea warf ihm einen mürrischen Blick zu.

»Ich glaube euch«, sagte Nimue. Sie griff nach ihrem eigenen Krug, prostete Rhea zu und trank einen Schluck. Rheas Haltung entspannte sich. Nimue stellte den Krug ab. »Die Geschichte allein hätte ich nicht geglaubt. Ich kenne nicht die Bäuerin und nicht den Burschen. Aber ich kenne euch.«

Einen Moment schwiegen sie alle.

»Und jetzt?«, fragte Ariane.

»Jetzt muss ich ins Bett«, sagte Rhea. »Morgen mache ich mich auf den Weg. Ich will finden, was da los ist.«

»Und wenn es nur einmal passiert ist?«, fragte Fedor.

Rheas Blick wäre Antwort genug gewesen. »So etwas passiert nicht nur einmal«, sagte sie.

»Ich bin morgen verabredet«, sagte Fedor.

Nimue zog ihren Krug zu sich und trank. Sie spürte Arianes Blick auf sich, auf ihrer Kehle, als sie das kühle Bier hinunterschluckte.

»Ich bin morgen unterwegs«, sagte Rhea.

»Ich komme mit«, sagte Nimue. Sie hatte Rhea und Aron lange genug vermisst.

VALENTINSTAG

Es war ein beschissener Freitag, der Dreizehnte. Elisabeth war schon mit Kopfschmerzen aufgewacht. Die Hälfte ihrer Kollegen, einschließlich Heiko, hatte Urlaub. Die andere Hälfte rannte ihr das Labor ein – ob sie noch schnell diese Analyse machen oder das Papier schreiben könnte. Klar, wenn der Montag frei war, musste alles natürlich unbedingt heute noch geschehen, weil ein Tag Verzögerung unausmalbare Folgen nach sich ziehen würde. Sie kam nicht dazu, eine Mittagspause zu machen, was vor dem Hintergrund, dass auch Dani einen Urlaubstag hatte, nicht wirklich schlimm war. Neben den Wildfraß-Kollegen zu sitzen, die in acht Minuten ihr Steak samt Suppe und Nachtisch hinunterschlangen, um dann auf ihren Stühlen herumzurutschen und Elisabeth mit nervösen Blicken das letzte bisschen Appetit zu rauben – das brauchte sie an diesem Tag nicht auch noch.

Immerhin nahm sie vier Gläser Wasser mit insgesamt drei Aspirin zu sich, ohne dass die Tabletten halfen. Als sie das Labor abschloss, pochte in ihrem Kopf nur ein Gedanke: Nach Hause, ins Bett.

Julius war nicht da. Elisabeth setzte sich an den Küchentisch und zwang sich, in Etappen die Flasche Wasser auszutrinken, die er aufgeschraubt auf der Arbeitsplatte hatte stehen lassen. Da der Deckel nicht auffindbar war, war das ein doppelt guter Entschluss.

Keiner ihrer Kollegen hatte sie auf ihr gestriges Fehlen angesprochen. Außer Dani und Heiko wusste niemand in der Abteilung ausführlicher über ihr Privatleben Bescheid. In diesem Fall war ihr das sehr recht. In anderen Fällen meistens auch. Die Fragen würden früh genug kommen,

wenn das Urteil in einem Monat rechtskräftig würde, und sie zum Standesamt gehen konnte, um ihren Namen zurückzufordern.

Mit Dani hatte sie gestern Mittag kurz gesprochen. Elisabeth hatte ihr die versprochene Nachricht geschickt, kaum dass sie den Gerichtssaal verlassen hatten. Drei Sekunden später hatte das Handy in ihrer Hand geklingelt. Sie konnte nicht richtig reden. Andreas stand in Hörweite. Die Anwältin lungerte im Flur herum und wartete auf eine Verabschiedung. Vom anderen Ende der Leitung kam hauptsächlich Krach, was Elisabeth in die peinliche Lage brachte, dreimal nacheinander ins Telefon zu brüllen: »Ja, alles gut. Mir geht es gut.« Dani war unterwegs nach Köln gewesen, wo sie bei Christians Ex-Freundin übernachtet und mit ihr Weiberfasching feiern wollte. Die Konstellation war speziell, aber zu Weiberfasching war er als Mann natürlich ausgeschlossen, und Dani hatte von Anfang an ein gutes Verhältnis zu seiner Ex gehabt. Beinahe von Anfang an jedenfalls. Die Feierlichkeiten hatten offenbar schon im Zug begonnen. Elisabeth wäre gern dort gewesen, am liebsten genauso breit wie der Typ, der irgendwie in den Besitz von Danis Handy gekommen sein musste und lauthals hineinbrüllte: »Was bist du? Gerade, also jetzt eben geschieden worden? Dann setz dich in den Zug nach Kölle und nutz es aber so was von aus!« Sie hätte auf Dani hören und mitfahren sollen. Im Vorfeld hatte sie es irgendwie für unpassend gehalten. Großer Lapsus.

Elisabeth setzte die Wasserflasche ab, presste den Handrücken gegen die Stirn und nahm ihr Handy vom Tisch. Von Dani war keine neue Nachricht gekommen. Von gestern Nachmittag bis heute früh waren es diverse gewesen, die das volle Spektrum abdeckten, von: »Krass gut hier! Manu rockt den Schuppen aufm Tisch, schade dass du nicht da bist«, über: »Andreas war einfach der Falsche für sich. Ich hoff dir gehts gut. Morgen müssen wir telefonieren«, bis hin zu: »Wie mir dieses Polizeiakten aufn Keks gegen! Mich hat ein Taxi befummelt, aber ned auf der Schulter. Alle kank hier.« Diese letzte war morgens um halb vier gekommen.

Einerseits wollte sie ins Bett. Andererseits fühlte sie sich nicht gewappnet mit ihrem Kopfschmerz allein in einem dunklen Zimmer zu liegen. Elisabeth tippte auf das Anrufsymbol und schob das Handy ans Ohr. Ein verdächtig langes Freizeichen ertönte.

»Hrruh?«

»Hey«, sagte Elisabeth. »Wie war's noch? Wieder fit?«

»Noch nicht ... ganz.« Es stöhnte. »Noch überhaupt nicht.«

»So schlimm?«

»Ich hab die halbe Nacht gekotzt.«

»Verstehe.«

»Dann hab ich zum Frühstück nochmal gekotzt und dann geschlafen.«

»Bist du zuhause?«

»Noch nicht. Nicht transportfähig.«

»Verstehe.«

Dani hustete ins Telefon, hielt es dann weg und hustete leiser. Nach einer Weile war sie wieder da: »Schuldige.«

»Ich hätte mitkommen sollen«, sagte Elisabeth.

»Ja. Nein. Ich will nicht, dass es dir dann gehen würde wie mir.«

Elisabeth nickte und bereute es im nächsten Moment. »Ja. Stattdessen war ich arbeiten und hab trotzdem nen Kopf, der gleich zerspringt.«

»Willkommen.«

Einen Moment schwiegen sie. »Was war das mit den Polizeiakten?«, fragte Elisabeth.

»Polizeiakten?«

»Soll ich später wieder anrufen?«

»Ja«, sagte Dani, und das ging Elisabeth ans Herz.

»Morgen?«

»Morgen«, sagte Dani.

»Schlaf dich aus!« Sie legte auf und schickte Dani drei mitfühlende Smileys hinterher. Dann griff sie nach der Wasserflasche. Eine Weile starrte sie aus dem Fenster. Das Handy in ihrer Hand vibrierte.

»Tut mir so leid«, schrieb Dani.

Elisabeth wischte sich übers Gesicht und wählte aus dem Telefonbuch Lauras Nummer. Die Stimme ihrer Schwester meldete sich sofort.

»Gut, dass du anrufst. Ich stehe im Supermarkt und hab die Einkaufsliste vergessen. Hast du gerade das Rezept für meine Brokkoli-Cannelloni parat?«

Elisabeth runzelte die Stirn. »Nicht wirklich.«

»Bist du zuhause? Kannst du es eben für mich raussuchen?«

»Habe ich das Rezept denn?« Elisabeth hatte das Gericht einmal bei Laura gegessen. Soweit sie sich erinnerte, hatte es ihr geschmeckt. Der bloße Gedanke an Essen stülpte ihr den Magen um.

Laura fuhr fort: »Ich habe es dir vor einem Jahr abgeschrieben. Ich würde ja Alex anrufen, aber es soll doch eine Überraschung sein. Er kann sich zwar eigentlich denken, dass ich es zum Valentinstag für ihn koche ...«

»Dann ruf doch Alex an«, sagte Elisabeth. »Wenn er es sich eh denkt.«

Laura schwieg verstimmt. »Warum rufst du an?«, fragte sie nach gebührender Pause.

Elisabeth gab die Frage innerlich an sich weiter. Warum hatte sie angerufen? »Ich war gestern zuhause«, sagte sie.

»Ach ja. Wie geht es den Eltern?«

Elisabeth schloss die Augen. Sie war tatsächlich kurz bei ihren Eltern gewesen, aber das hatte sie nicht gemeint. »Papa geht's gut. Mama und Lukas habe ich verpasst. Ich hab nur kurz vorbeigeschaut. Ich hatte vorher meinen Termin beim Gericht.« Laura sagte nichts. »Und war dann noch mit Andreas im Café Zentral.«

»Warum das denn?«

Elisabeth sah ihr Gesicht vor sich, ungewollt neugierig geworden mit zerknitterter Stirn.

»Na weil ...« Sie suchte nach einer Erklärung, die für ihre Schwester gelten würde. Ihrem kaputten Kopf fiel nichts ein. »Immerhin waren wir doch verheiratet.«

»Hm«, machte Laura. »Du, hier räumt eine Kundin gerade die komplette Gemüseabteilung leer. Ich muss schauen, wo ich bleib. Lass uns doch am Sonntag nochmal sprechen, wenn du magst.«

Elisabeth drückte den Daumen in die Augenhöhle. »Klar«, sagte sie. »Wenn ich mag.« Sie drückte den Auflage-Button ohne abzuwarten, ob Laura dem Gespräch noch etwas hinzuzufügen hatte, und knallte das Handy auf den Tisch.

Das. War selbst für ihre Schwester ein neuer Highscore in Sachen Feinfühligkeit.

Sie zerbröselte ein Aspirin in den letzten Rest Wasser, nahm die Flasche

mit ins Schlafzimmer und ließ den Rollladen runter. Gerade als sie sich das Kissen über den Kopf zog, ging im Flur die Wohnungstür auf. Sie drückte es fester auf die Ohren.

Julius schmiss seinen Rucksack ins Zimmer und knipste das Licht an.

»Warum hast du dunkel gemacht?«

Elisabeth knurrte. »Mit Absicht.«

Schritte durch den Raum. Julius rollte einen Schreibtischstuhl zur Seite, drückte Schalter und sein PC summte an. Beim Hinausgehen knipste er das Deckenlicht wieder aus. Durch ihr Kissen schien immer noch Licht.

»Warst du an der Uni?«, fragte Elisabeth, als er zurückkam.

»Wir haben uns in der Auszeit getroffen.«

»Wer?«

»Für unsere Gruppenarbeit.«

Richtig. Die Gruppenarbeit zum Thema Unternehmensgründung für Handelsrecht oder Gesellschaftsrecht. Oder beides. Es hätte sie auch gewundert, wenn ausgerechnet an diesem Freitagnachmittag eine Vorlesung stattgefunden hätte.

»Und?«, fragte sie. »Ist was dabei herausgekommen?«

»Warum fragst du das so?« Julius' Gewicht fiel in seinen Schreibtischstuhl.

Elisabeth kniff die Augen zusammen und wünschte, sie hätten die Auszeit länger hinausgezögert.

»Wir haben hauptsächlich ... Wir haben zumindest besprochen, wer was bis zum nächsten Mal gemacht haben soll.« Er klickte zweimal mit der Maus. »Es war ein bisschen schwierig. Am Tisch neben uns saß so eine Gruppe Clowns.«

»Du bist ins Rheinland gezogen«, sagte Elisabeth. »Damit musst du rechnen.«

»Es geht mir alles auf den Sack.«

»Hey. Bei uns sind es sechs Tage. Euer Oktoberfest geht zwei Wochen.«

»Das kannst du nicht vergleichen.«

Sie gab ihm innerlich recht und sagte nichts.

»Von wegen sechs Tage! Das ist doch schon vor drei Monaten losgegangen.«

So ein Quatsch. »Wenn seit drei Monaten Clowns neben euch im Café sitzen, warum trefft ihr euch dann nicht endlich woanders?«

Julius hackte auf die Tastatur ein. »Clowns sitzen das ganze Jahr über in den Cafés.«

Elisabeth zog das Kissen vom Gesicht und stopfte es sich hinter den Rücken. »Wie weit seid ihr denn?«, fragte sie in beherrscherem Tonfall.

»Na ja.« Julius ließ sich Zeit. »Immer fragst du, dabei interessiert es dich doch eigentlich gar nicht.«

»Wenn es mich nicht interessiert, frage ich nicht«, sagte sie. Es interessierte sie sehr wohl, ob er den Schein diesmal bekam. »Also? Wie weit ist das Projekt? Schafft ihr es bis März?«

»Ja!«, sagte Julius. »Ja, wenn dich das beruhigt.«

»Ich will es nicht hören, damit es mich beruhigt.«

»Warum machst du solchen Druck? Was weiß denn ich! Ich hab keine Ahnung, ob wir es bis März schaffen. Die Chaoten diskutieren ja lieber aus, ob sie als Schneeball oder Uno-Karte auf den Scheißumzug gehen sollen. Was soll dabei denn rauskommen?«

»Ich mache dir keinen Druck«, sagte Elisabeth. »Von mir aus kannst du noch dreißig Semester lang studieren. Es muss dann allerdings ab dem nächsten ein anderer Studiengang sein.«

Julius biss die Zähne aufeinander, so dass die Kieferknochen hervortraten. Er nickte, den Blick auf den PC gerichtet. »Keinen Druck, genau.«

Elisabeth schloss die Augen und rieb sich über die Stirn.

»Willst du arbeiten?«, fragte sie. »Ich kann mich drüben auf die Couch legen.«

»Ich hab nichts zu arbeiten«, sagte Julius gepresst. Er machte einen Doppelklick, und auf dem Monitor erschien ein schwarzer Ladebildschirm.

»Spielst du?«, fragte sie.

»Ich bin verabredet«, sagte er.

Sie schüttelte den Kopf. »Ich dachte, ihr habt besprochen, wer was bis zum nächsten Mal macht.«

»Ja«, sagte Julius. »Aber bis zu mir sind wir nicht gekommen und der nächste Termin wurde auch nicht festgelegt.« Er schrieb mit der Hand einen Bogen in die Luft. »Helau.«

Sie konnte einfach nicht mehr streiten. Ihr Kopf platzte. Sie wollte einfach nicht mehr denken. Den Ausschalter finden.

»Wie konntet ihr denn gehen, ohne den nächsten Termin auszumachen?«

»Die anderen sind ja nicht gegangen. Sie haben den Tisch mit den Clowns zusammengeschoben und denen die Tröten abgenommen. Das Ganze war so produktiv wie ein Kindergeburtstag. Der ganze Nachmittag hat mir nichts gebracht, als nen Rucksack voll bunter Laune.«

Elisabeths Blick wanderte zu dem Rucksack neben der Tür. Sie biss sich auf die Lippen, um beim Anblick der konfettigefüllten Gitternetze nicht in Lachen auszubrechen. Ausnahmsweise war sie dankbar, dass Julius den Blick stur auf den Monitor gerichtet hielt. Der Ladebalken war beinahe ganz gefüllt.

»Es geht mir echt dreckig«, sagte Elisabeth. »Muss das jetzt sein?«

Julius warf ihr einen Blick über die Schulter zu. »Ich bin verabredet«, sagte er. Seine Hand griff neben die Tastatur zum Headset, doch er ließ sie darauf liegen. »Ich kann den Rechner drüben aufbauen.«

Sie nickte und griff nach ihrem Kissen. »Wann sollst du on sein?«

Er warf einen Blick auf die Uhr und sagte nichts.

»Ich gehe rüber«, sagte Elisabeth. Sie schloss die Tür hinter sich. Die Wohnzimmertür hatten sie beim Einzug ausgehängt. Im Flur gab es zum Balkon eh keine Rollläden und draußen war es inzwischen dunkel, also konnte sie sich den Lärm mit dem Runterlassen sparen. Sie legte sich aufs Sofa, zog sich die Fleecedecke unters Kinn und wollte einfach nicht mehr hier sein.

*

Sie wachte davon auf, dass ihr pralle Sonne ins Gesicht schien. Oder es war das Rumpeln auf dem Flur gewesen, das sie geweckt hatte. Nachdem sie kurz darüber nachdachte, entschied sie: Es war das Rumpeln auf dem Flur. Die Sonne schien so hell, dass sie das schon eine ganze Weile tun musste. Die Fensterfront des Wohnzimmers zeigte einen eisvogelblauen Himmel.

Elisabeth setzte sich auf und klemmte sich in die Ecke des Sofas. Ihr Nacken war steif. Sie massierte ihn mit den Händen. Auf dem Flur ging Julius vorbei, über einer Schulter den Rucksack. Er warf ihn in den Gang und kam mit seinen grünen Sneakers in der Hand zurück. Er sah nicht zum Sofa, als er das Zimmer betrat, einen Esstischstuhl zurückzog und sich setzte, um die Schuhe zu binden.

»Wohin gehst du?«, fragte Elisabeth.

Julius sah auf. »Du bist wach.«

»So etwas Ähnliches.«

Er hatte es darauf angelegt. Wenn er wollte, konnte Julius leise sein. Als sie ihn kennenlernte, war er neben ihrem Bruder Lukas das erste männliche Wesen gewesen, das die Klinke drückte, wenn es eine Tür zuzog. Ihr Vater knallte Türen zwar auch nicht, aber er schloss sie auch auf keine andere Weise, darum musste man ihn in dieser Rechnung außen vor lassen.

Julius setzte sich auf, nachdem er einen Schuh gebunden hatte. »Ich halte es hier nicht mehr aus«, sagte er. »Hier kann ich nicht lernen. Ich fahr zu meinem Bruder.« Er beugte sich über den anderen Schuh. Elisabeth sah zu, wie er die Schleife band. Seine eigenwillige Technik war eine der ersten Dinge, die ihr damals an ihm aufgefallen waren. Sein Schuhband hatte sich gelöst, während er sehr stumm und sehr verlegen neben ihr durch den Park spazierte.

Julius legte zwei Schlaufen zurecht und verknotete sie.

»Wann kommst du wieder?«, fragte sie.

»Ich melde mich. Morgen. Schläuer wäre es am Mittwoch.«

Sie sahen einander an. Elisabeth hatte so viel gefühlt, wenn er sie früher angesehen hatte. Dunkle Ränder lagen um seine Augen. Sein Kinn umwucherte ein Bart, der den Drei-Tage-Status vor drei Tagen überschritten hatte. Er ließ sein Gesicht noch eingefallener wirken.

Sie könnte eine Hand ausstrecken und er würde auf sie zutreten. Ihm die Hand an die Wange legen. Wäre der Blick in seine Augen auch dann noch leer?

Ihre Hand blieb auf ihrem Knie liegen.

»Mach's gut«, sagte Julius.

Ein »Du auch« brachte sie nicht heraus. Sie schluckte die aufsteigenden Tränen hinunter, als er sich wendete. Auf dem Flur zog er die Wohnungstür auf. Sie traute ihrer Stimme weit genug, um ein »Grüß deinen Bruder« ihm in den Gang hinterher zu rufen.

»Mach ich.«

Dann war er hinaus und hatte die Wohnungstür hinter sich zugezogen.

Elisabeth weinte nicht. Sie stand auf, faltete die Fleecedecke zusammen und kochte Kaffee. Ihre Klamotten klebten an ihrem Körper. Sie hatte sich gestern nicht einmal abgeschminkt. Sie setzte sich an den Küchentisch, zog die Beine an und das Handy heran.

›Samstag, 14. Februar, zeigte das Display. Das Datum war mit rosa blinkenden Herzen umrandet. Was für eine beschissene App. Sie war sich sicher, dass man sie an diesem Tag von Single-Handys rund um den Globus verbannen würde. Elisabeth tippte sich in ihre Kontakte und wählte Danis Nummer. Die Leitung war besetzt.

Verdammt, verdammt.

›Verdammt!«, fuhr sie das Handy an. Die Kontaktliste verschwamm vor ihren Augen. Etwas änderte sich, ein grüner Punkt blinkte auf. Sie blinzelte den Blick klar. Die Markierung war nicht hinter Danis Namen, sondern in der Zeile darunter erschienen. *Dominik online*. Sie ließ das Handy auf den Tisch rutschen und umfasste ihre Tasse mit beiden Händen.

Morgen, oder schlauer am Mittwoch. Was hieß das? Dass Julius sich morgen oder am Mittwoch bei ihr melden würde? Dass er sich morgen meldete und Mittwoch zurückkam?

Sie weckte das Handy aus dem Standby-Modus und tippte Dominiks Namen an. Ein Textfeld mit blinkendem Cursor ging auf. ›Hey«, schrieb sie und löschte die Buchstaben wieder.

Wie war das alles passiert? So schnell. Sechzehn Monate, das war nichts. Weniger als ein Fünftel von sieben Jahren.

Ihr Daumen bewegte sich übers Display und hielt über dem Anrufsymbol. Sie löste die Umklammerung um die lauwarme Kaffeetasse und wischte sich über die Augen. Dann zog sie die Nase hoch und rief Dominik an.

GETRENNT

Sie schlug die Augen auf und war wach. Ihr Nacken kribbelte, als läge Julius dicht neben ihr und atme auf ihre Haut. Sie hörte ihn atmen, ruhig und gleichmäßig. Elisabeth wischte sich über den Nacken und schob sich enger an den Rand der Matratze. Julius atmete nicht in ihre Richtung. Er lag mit dem Rücken zu ihr, so wie sie mit dem Rücken zu ihm lag. Sie zog das Handy vom Nachttisch und ließ das Display aufleuchten. 6:46 Uhr. Anstehender Weckruf in 44 Minuten.

Sie brauchte keinen Weckruf in 44 Minuten. Es war Rosenmontag und in ihrer Firma, deren oberster Chef ein sehr aktiver Fastnachter war, bedeutete das einen Feiertag.

Julius' Atem stockte. Elisabeth fror mit dem Handy in der Hand ein. Er hustete, dann drehte er sich um. Sie war aus dem Bett geglitten, ehe sein Arm oder sein Atem sie streifen konnte, schlich auf den Flur, drückte die Klinke und zog die Schlafzimmertür hinter sich zu. Ihr Herzschlag pochte an ihrem Hals. Sie fühlte sich kalt und taub und nicht sicher, hier auf dem Flur.

Er war Sonntagnachmittag heim gekommen, mit einer gelben Rose in der Hand. »Sie hat die Zugfahrt nicht so gut weggesteckt.«

Die Vase stand auf dem Küchentisch. Elisabeth war nicht danach, sich dem Anblick der Blume auszusetzen, also entschied sie sich fürs Bad. Hinter sich schloss sie die Badezimmertür und legte den Riegel um.

Ein oder zwei Monate nach ihrem Einzug hatten sie und Julius einen solchen Streit gehabt, dass Elisabeth sich mit knallenden Türen ins Badezimmer

mer eingeschlossen hatte. Sie hatte ihm einfach nicht mehr ins Gesicht blicken können, wollte nicht mehr von ihm gesehen werden. Er sollte vor der Tür hocken und versauern oder durch die Wohnung toben – sie würde nicht seine Zeugin sein. Er hatte gebrüllt: »Du kannst dich nicht einfach einschließen!« Sie konnte. Sie hatte sich zu einer Kugel gemacht, die Füße zu sich auf den Klodeckel gezogen und sich gegen das Außen abgeschottet. Er war so ein Arsch.

Er hatte ihren Kokon zerrissen, als er sie plötzlich an der Schulter berührte. Sie war beinahe vom Klo gefallen. Ein Arsch, genau. Und dann noch ein Betrüger. In der Hand hielt er einen Schraubendreher. *Ihren* Schraubendreher. Sie hatte sich eingeschlossen und er – hatte sie wie ein bockiges Kind behandelt und es nicht akzeptiert. Der Streit war ausgearbeitet, schlimmer, als jeder Streit gegen ihre Schwester. Hinterher hatte es ihr furchtbar leidgetan.

Elisabeth löste den Blick von dem Türverschluss. Sie erinnerte sich nicht, was damals der Auslöser gewesen war. Sie hatte die Badezimmertür seit jenem Tag nicht wieder abgeschlossen. Bis heute.

Sie zog die Schublade auf, in der die Haarbürsten lagen und ließ den Blick auf den Schraubendreher fallen, der seit damals neben den Bürsten eingezogen war. Als Vorkehrung wovor? Julius würde nicht noch einmal mit Hilfe eines Werkzeugs den Riegel drehen und sie an der Schulter berühren, nach gestern Nachmittag nie wieder. Oder nach gestern Abend. Oder nach der vergangenen Nacht.

Er hatte in der Tür zum Wohnzimmer gestanden, die gelbe Rose mit dem hängenden Kopf in der Hand. Sie hatte auf einem Stuhl gesessen, die Schienbeine gegen den Esstisch gelehnt, die Fußgelenke mit den Händen umfasst, wie damals auf dem Klodeckel. Er hatte in der Tür gestanden und sie hatte den Kopf auf ihren Knien gedreht und ihn und die Rose angesehen.

Sie hatte die Worte ausgesprochen, die sie hatte aussprechen müssen. Und er hatte sich nicht gewehrt.

Elisabeth gab der Schublade einen Stoß, wirbelte herum, riss den Was-

serhahn auf und ließ kaltes Wasser über ihre Arme laufen, sammelte es in den hohlen Händen und klatschte es sich ins Gesicht.

Sie wollte das nicht mehr. Sie wollte so nicht sein. Sie schloss die Augen und sah Andreas' Gesicht vor sich, der stumm ertrug, wie sie Unterhosen, T-Shirts, Pullover in seine blaue Tasche packte. Sie sah Julius' Gesicht, der die gelbe Rose in seiner Hand nicht sinken ließ, sie nicht zu Boden schleuderte. Der gleiche Ausdruck hatte auch damals in seinen Augen gestanden, als er so erschrocken über das Monster gewesen war, das von der Kloschüssel aufsprang und mit Gift spritzte, dass für einen Moment aller Zorn aus ihm gewichen war. Sein blankes Gesicht hatte ihre eigene Wut nur umso heißer befeuert.

Acht Monate, länger konnte jener Tag nicht zurückliegen, länger lebten sie noch nicht in der Wohnung. War es damals passiert? Sie versuchte sich an seine Augen zu erinnern, als sie noch lebendig gewesen waren. Julius war in den allerersten Wochen, nachdem sie zusammengezogen waren, ausgebrannt.

Elisabeth umfasste den Waschbeckenrand und sah in die Augen, die ihr aus dem Spiegel entgegenblickten. Kalt. Mit roten Rändern.

Sie war das Monster, Andreas und Julius die Opfer. Aber selbst Monsteraugen waren ihr lieber, als jener leere Blick. Fassungslos. Bestürzt? Nicht einmal das. Gebrochen. Und sie sollte schuld daran sein.

Sie bohrte den Blick in die Augen im Spiegel. Es gab im Grunde ein einfaches Rezept. Wen sie nicht in der Hand hatte, konnte sie nicht zerbrechen. Sie musste lediglich auf den Abstand achten. Ihr Abstand zu Laura, zum Beispiel, war ausreichend weit.

Elisabeth zog den Kopf zurück und ließ den Blick ins Waschbecken fallen, auf einen Zahnpastafleck, den Julius hinterlassen hatte.

Ihr Abstand zu Laura war deshalb weit genug, weil ihre Schwester selbst darauf achtete, ihn einzuhalten. Männer waren anders als Frauen, sie passten nicht auf sich auf. Männer waren auch in anderen Punkten anders als Frauen. Zum Glück. Und leider unverzichtbar. Aber auf einen Teil von ihnen – auf ihre Zahnpastaflecke – würde sie fortan verzichten.

Sie hob den Blick wieder und nickte dem Spiegel zu, ohne ihre Augen zu suchen. Dann eben ohne Nähe. Ohne Herz. Sie kratzte mit den Nägeln

über den Waschbeckenrand, rollte die Finger ein und schloss die Hände zu Fäusten. Sie hatte sowieso genug von Männern mit Herz. Zu umsichtig. Zu liebevoll. Zu weich.

»Es geht auch anders.« Und das versprach sie sich.

*

Sie duschte kalt. Anschließend stand sie ins nasse Handtuch gewickelt vor der Tür zum Schlafzimmer und starrte auf die Klinke. Sie kehrte zurück ins Bad und schlüpfte wieder in ihren Schlafanzug. Der Rücken des Oberteils war feucht und klebte sich zwischen ihre Schultern. Von irgendwo spielte die Melodie, die sie auf ihrem Handy als Weckruf eingestellt hatte.

Sie fand es auf der Kommode im Flur. Es zeigte noch immer fünf Nachrichten von Dominik an, die Elisabeth schon am Abend und später in der Nacht nicht gelesen hatte. Sie atmete tief ein, dann aus und tippte auf seinen Namen.

»Elisabeth, das war unglaublich schön. Danke, dass ich bei dir sein durfte. Ich hoffe, es geht dir nicht zu schlecht. Ich träume von dir.«

»Wie geht es dir? Ist Julius zurück? Was machst du?«

»Kommst du heute noch on?« Das hatte er um 18:50 Uhr geschrieben, und drei Stunden später: »Darf ich dich anrufen? Ich mach mir Sorgen, dass es dir schlecht geht. Ich wäre so gern bei dir und würde dich trösten.«

Sie biss die Zähne so fest aufeinander, dass es knirschte. Noch so einer. Er sowieso. Dominik war ...

»Ich traue mich nicht, anzurufen. Ich schalte den Rechner jetzt aus und gehe ins Bett. Bin todmüde. ^^ Du kannst mich anrufen, wann immer du magst. Auch wenn es mitten in der Nacht ist. Gute Nacht, Elisabeth.«

Sie drückte die Nachrichten weg. Dann schrieb sie Dani: »Ich muss raus hier. Bist du wach?«

Natürlich war Dani nicht wach, am Rosenmontag um halb acht. Elisabeth beschloss, sich von einer gelben Blume nicht den Zugang zu ihrer Küche verwehren zu lassen, öffnete den Kühlschrank, sah hinein und ließ ihn wieder zufallen. Kaffee vielleicht. Sie kochte sich eine Tasse und stromerte durch die Wohnung. Allerdings kam sie nur bis zum Wohnzimmer.

Das Schlafzimmer war besetzt. Ihr Blick wanderte über die Regale. Bücher, Brettspiele. Er ruhte eine Weile auf dem Fernseher. Sie hatte das Gerät seit Wochen nicht eingeschaltet. Als sie genauer darüber nachdachte, verbesserte sie sich: Sie hatte den Fernseher seit Monaten nicht eingeschaltet. Sie war nur manchmal im Zimmer gewesen, wenn Julius sich eine Dokumentation über die Wälder Europas angesehen hatte oder eine Bergsendung im Bayrischen Fernsehen. Der weite Blick zum Horizont, die bunten Menschen mit Rucksäcken und bayrischem Akzent, die in Täler hinab stiegen oder Gipfel erklommen, hatten sie ein-, zweimal dazu verleitet, vorzuschlagen, ob sie nicht in den Volkspark gehen wollten. »Morgen vielleicht.«

»Bist du jetzt wach?«, schrieb Elisabeth.

Das Zimmer war nicht dazu angetan, ihr irgendeinen Zeitvertreib vorzuschlagen. Ihr Laptop lag im Schlafzimmer auf dem Schreibtisch. Sie trank den Kaffee aus, stand auf, und begann, die Regale auszuräumen. Sie stapelte die Dinge, die auf den Brettern Platz gefunden hatten, auf dem Boden, auf dem Esstisch, nahm die Regalbretter heraus, legte die Regale um und zog sie in den Flur. Irgendwann stand Julius auf.

»Was tust du?«

»Es muss alles raus. Ich streiche das Zimmer neu.«

Julius öffnete die Tür zum Badezimmer. »Heute wirst du keine Farbe kriegen.«

Sie spitzte die Ohren. Er zog die Tür hinter sich zu, legte den Riegel aber nicht um. Elisabeth zog das letzte Regal von der Wand, kippte es und ließ die Seitenwand zu Boden sinken.

Auf dem Flur wurde die Tür wieder aufgerissen. Die Klospülung rauschte. »Wo ist mein Handtuch?«

Ihr Blick fiel auf das Handtuch in ihren Händen, das sie zum Möbelziehen benutzte. Sie schloss die Fäuste fester um den Frotteestoff und bewegte sich rückwärts auf die Zimmertür zu. »Meins war nass.«

Julius stand in der Badezimmertür. Er rührte sich nicht. Ihre Augen hielten sich in einer halbmondförmigen Kerbe im Holz fest. Der kleine quadratische Flur war gerade breit genug für eine längs gelegte Regalbarriere. Als sie mit dem Hintern gegen die Balkontür stieß, klingelte aus dem Wohnzimmer ihr Handy nach ihr. Sie warf die Handtuchecken zu Boden, igno-

rierte Julius' stumme Gestalt und stieg über das Regal hinweg zurück ins Zimmer. Sie hätte gern eine Tür hinter sich geknallt. Da es die nicht gab, warf sie sich tief in die Sofakissen und nahm Danis Anruf an.

»Alles Gute zum Hochzeitstag!«, begrüßte ihre Freundin sie mit lieblicher Ironie.

»Vielen Dank auch.«

»Warum bist du wach?« Dani gähnte.

Elisabeth ignorierte, was in ihrem Rücken geschah. »Ich konnte nicht länger neben Julius im Bett liegen.« Das Geschehen spiegelte sich bedauerlicherweise in einem Bilderrahmen neben der Fensterfront. Julius hob das liegende Regal an und drehte es in eine aufrechte Position. »Ich hab mich von ihm getrennt«, sagte sie ins Telefon.

»Von Julius?«

Von wem sonst? Etwas Schweres schlug gegen den Papierlampenschirm im Flur. Elisabeth schirmte den Blick auf den reflektierenden Bilderrahmen ab. »Ja«, sagte sie. Auch von Julius.

»Wow«, machte Dani. »Du gibst es dir echt hart.«

Zumindest stimmte damit, was der Richter behauptet hatte. *Frei für ein neues Leben.*

»Hast du es wegen Andreas gemacht?«

»Nein.«

»Und jetzt?«

»Streiche ich das Wohnzimmer rosa.«

»Gute Farbe.«

Das fand Elisabeth auch. Sie ließ die Hand sinken und veränderte ihre Sitzposition, um den Raum auf sich wirken zu lassen. Den Schrank würde sie an die Regalwand stellen, ihren Schreibtisch vors Fenster. Ihren vollständigen Schreibtisch. Die zweite Platte hatte lang genug im Keller ausgeharrt.

»Ist alles okay?«, fragte Dani.

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Julius etwas vom Boden auflas und aus dem Türrahmen verschwand. Sie drehte den Kopf und musterte die leeren Angeln. Sie konnte nicht sagen, ob es *okay* war. »Die Baumärkte haben heute zu.«

»Nicht überall.«

Elisabeth löste den Blick von dem Türrahmen und ließ ihn über die nackten Wände gleiten. Die Regale hatten nicht lang genug dort gestanden, um Rahmen zu hinterlassen, wie man sie von Umzugstagen kannte.

»Ich muss hier raus.«

»Rosenmontagsumzug?«

Sie nickte. »Ich bin in einer Viertelstunde bei euch.«

Julius duschte, also zog sie sich an und packte den Rucksack mit dem Inhalt ihres Kleiderschranks voll: Schlafklamotten, frische Sachen für Dienstag, alles was bunt war. Aus der Kostümschublade zog sie nur, was sich in die Kategorien Strumpfhosen, Ringelmuster und Partyohren einsortieren ließ. Nach kurzen Röckchen und ausgeschnittenen Tops war ihr beim besten Willen nicht, und für einen Straßenumzug waren sie sowieso unpassend.

Sie nahm ihren Laptop vom Schreibtisch und rollte das Ladekabel zusammen.

»Ich gehe«, rief sie durch die Badezimmertür. Es lief kein Wasser mehr und es kam keine Antwort. »Kannst du mir meine Zahnbürste rausgeben? Ich übernachtete bei Dani.« Neben Laptop und Klamotten passte sehr viel mehr eh nicht in den Rucksack. Sie würde sich aus Danis Schminksortiment bedienen.

Julius öffnete die Tür. Er trug sein Handtuch um die Hüfte gewickelt und hielt ihre Zahnbürste in der Hand. »Und was passiert mit dem Flur?« Er nickte über ihren Kopf hinweg.

Sie warf einen wütenden Blick auf seine behaarte Brust. »Ich vermute, er bleibt so.«

Er sah sie an, zuckte dann mit den Achseln und drehte sich zum Waschbecken. Sie starrte auf seine Schulter, biss die Zähne aufeinander und zog die Badezimmertür zu. »Tschüs!«, spuckte sie die geschlossene Tür an und ging.

*

Sie brauchte dreimal so lang zu Danis und Christians Wohnung wie sonst. Jede zweite Straße war umgeleitet oder selbst eine Umleitung. Die Autos standen, versuchten zu parken oder hupten sich einfach so, aus ominöser Fröhlichkeit, zu. Christian öffnete ihr die Tür.

»Tut mir leid, dass ich euch so überfalle«, sagte sie.

»Ich freu mich.« Er umarmte sie. »Entschuldigen musst du dich maximal bei Dani.« Christian ging durch das Wohnzimmer voraus in die Küche. »Nachdem ich sie Samstag bei Manu geholt habe, dachte ich nicht, dass ich sie dieses Jahr nochmal auf die Straße kriege.«

Elisabeth blickte sich in der bunten Wohnung um. Keine Dani auf der Couch, keine Dani in der Küche.

»Unter der Dusche«, sagte Christian. Er hatte sich dem Herd zugewandt, nahm den Deckel von einem Topf, und der Geruch von Apfel, Orange und Zimt breitete sich im Raum aus. »Willst du was frühstücken? Ich hau ein paar Eier in die Pfanne.« Elisabeth schwieg. »Besser wäre es«, sagte Christian und nickte zu dem Topf.

Dani kam aus dem Bad und war die Frische in Person.

»Papperlapapp, entschuldigen. Ich hatte drei Tage zum Regenerieren. So zerstört war ich auch nicht.«

Christian sagte nichts, und Dani zog sie ins Schlafzimmer. Sie breitete Elisabeths Rucksackinhalt auf dem Doppelbett aus, schob den Laptop zur Seite und betrachtete den Klamottenhaufen. Nach kurzer Überlegung drückte sie ihr drei Strumpfhosen und ein weiß-blau gestreiftes Paar Knie-socken in den Arm. »Und die weißen Hosen, die du trägst. Du kannst als Matrose gehen, dann passt du zu Christian.«

Sie öffnete den Kleiderschrank und zog einen Stapel dunkelblauer Pull-over heraus.

»Drei Strumpfhosen? Meinst du, die krieg ich übereinander?«

»Drei Stunden da draußen«, sagte Dani nur. Sie suchte die Seemanns-accessoires zusammen und verteilte sie gerecht: Halstuch und Hemd für Christian, Kragen und Mütze für Elisabeth. Elisabeth krepelte die erste der angeordneten Strumpfhosen auf und steckte die Zehen hinein. »Ich hab Julius im totalen Chaos sitzengelassen.«

»Zu einer Beziehung gehören immer zwei«, sagte Dani.

»Nein. Ich hab die halbe Wohnung zerlegt.«

Dani ließ die beiden Röcke sinken, die sie vergleichend gegen eine schwarze Sonnenbrille hielt. »Vielleicht ...«, sie klappte die Sonnenbrille an ihrem Kinn zusammen, »musst du mir doch ein bisschen mehr erzählen.«

Damit hatte sie recht, also erzählte Elisabeth. Von Julius' Nicht-Reaktion auf die Scheidung. Von seinem Abgang am Samstag und dem Telefonat mit Dominik.

»Warum hast du nicht mich angerufen?«

Elisabeth sah zu ihrer Freundin auf. »Bei dir war besetzt.«

Dani ließ sich neben sie aufs Bett sinken. »Scheiße.«

»Lass das!« Elisabeth musterte das Gesicht ihrer Freundin. Eine Falte auf ihrer Stirn sah verdächtig nach Selbstvorwürfen aus. »Ich wusste, was ich tue.« Sie hatte ihn reden lassen und nur dann etwas gesagt, wenn Dominik explizit eine Frage gestellt hatte. »*Und jetzt bist du am Valentinstag alleine? Ich könnte dich besuchen. Ich meine, einfach so, als Freund.*« Sie hatte das Telefonat auf zweieinhalb Stunden ausgedehnt, aber letztendlich hatte sie ihn deswegen angerufen. Wenn sie ehrlich zu sich selbst war, wusste sie das. Und letztendlich hatte sie ja gesagt.

Sie griff nach Danis Hand. »Wenn ich dich erreicht hätte, hätte ich ihn einen Tag später angerufen.«

Dani hob eine Augenbraue. »Wie lange war Julius denn weg?«

»Er ist am nächsten Tag zurückgekommen«, gestand sie. »Aber wenn du jetzt irgendetwas davon auf dich schieben willst ...«

Dani schwieg. »Und habt ihr nun miteinander ...?«

»Natürlich.«

»Und deshalb ...?«

Sie schüttelte den Kopf. »Umgekehrt.« Elisabeth hatte etwas gebraucht, um unter sich und Julius einen Schlusstrich zu ziehen. »Julius ist nicht glücklich hier. Es ist die falsche Stadt für ihn, der falsche Studiengang. Und ich bin die falsche Freundin gewesen.« Ehe Dani Einspruch erhob, wies Elisabeth auf die Röcke in ihrem Schoß. »Welchen nimmst du?«

»Keinen.« Dani blickte auf die Röcke herab, als seien sie von einem

fremdem Stern. »Warum soll ein weiblicher Agent überhaupt einen Rock tragen? Ich nehm Christians Anzug, da passt viel mehr drunter.«

Sie fuhren mit dem Bus in die Stadt. Schon beim Einsteigen war der über-
voll. Als er an der außerordentlichen Endhaltestelle hielt, wurden sie in
einem Strom aus Minni-Mäusen, Katzen, Cowboys und einer Gruppe sehr
runder Frikadellenbrötchen auf die Straße gespült. Sie folgten der Spur
aus festgetretenem Konfetti und Klopapierstreifen. Um sie lärmte die Meu-
te. Aus der Ferne schallte Musik zu ihnen herüber. Als die Umzugsstraße
in Sicht kam, blieb Dani vor einem verbarrikadierten Schaufenster stehen
und zog ihr Handy aus dem Jacket. »Mein Bruder ist irgendwo hier. Ich
glaube, sie wollten bei der Schabracke stehen. Ich hab nicht richtig zuge-
hört.«

Sie schob die Sonnenbrille in die Stirn. Mit einem Stück Draht hatte
sie ein Spiralkabel an das Brillengestell gezwirbelt und sah in Christians
Anzug aus wie Mr. Smith persönlich. Christian nutzte die Pause, um die
Thermoskanne aufzuschrauben und eine Runde Glühwein auszuschen-
ken. Er hatte bereits im Vorfeld dafür gesorgt, dass sie sich nicht nüchtern
ins Getümmel werfen mussten. Während Elisabeth sich vor dem Spiegel
zwei Zöpfe geflochten hatte, hatte er einen Teller Rührei und einen Becher
mit kakaogetarntem Rum und viel Sahne neben ihr abgestellt.

Dani schüttelte ihr Handy. »Ich hab keinen Empfang.«

»Ja«, sagte Christian.

Elisabeth blickte zur Umzugsstraße und schlürfte von dem Glühwein.
Sie verbrannte sich die Zunge, aber das hinderte sie nicht daran, weiter-
zutrinken. Hinter der bunten Menschenmenge segelte ein Piratenschiff
vorbei. Haudegen mit hochgeschobenen Augenklappen und Piratenbräute
in zerrissenen Röckchen standen an der Reling und warfen mit Goldtalern
um sich. »Helau!«

»Zur Schabracke kommen wir dort nicht durch«, sagte sie.

Sie wählten den Weg durch die Seitenstraßen. Christian ordnete Trink-
pausen an. Als der Glühwein leer war, verteilte Dani Feigenschnäpse.
Schließlich erreichten sie das Eckhaus mit der dunkelgrünen Tür und dem

fiesen Frauengesicht, das sie von den verdunkelten Scheiben anlachte. Elisabeth musste aufs Klo.

Der Bereich vor der Tür war abgezäunt. Aus dem Inneren drangen wummernde Monsta-Beats. Der Menschenpulk, in dem Elisabeth sich wieder fand, sang das Rosenmontagslied. Sie war hin und her gerissen zwischen dem Wummern, das ihr in die Beine ging, und dem Schunkeln, das ihre Schultern bewegte. Vor dem Laden stand ein Türsteher, der nicht Danis Bruder war.

Dani versuchte ihr Glück noch einmal mit dem Handy. »Von meinen acht Nachrichten wurde nur eine versendet.«

Elisabeth wandte sich an den Türsteher. Er sah ziemlich echt aus, schwarz und bullig und ohne einen Konfettipunkt im Haar. »Kann man bei euch pinkeln gehen?«

»Wenn du fünf Euro Eintritt zahlst.«

Sie sah sich fragend zu Dani um. »Ich brauche fünf Euro.«

»Da hinten steht ein Toilettenwagen. Ich muss auch mal.« Dani griff nach Elisabeths Hand.

»Kostet es auch fünf Euro Eintritt, um ein Bier zu kaufen?«, fragte Elisabeth den Türsteher. Der nickte. Dani zog sie mit sich, über den Platz und die Treppen zum Toilettenwagen hoch.

»50 Cent Eintritt. Das ist angemessen«, sagte Elisabeth und zog die Brusttasche unter ihrem Matrosenkragen hervor. Sie fand ein Euro-Stück. »Ich lade dich ein.«

Es war nicht ganz einfach, sich aus den Strumpfhosenschichten zu schälen, aber es gelang ihr. »Weißt du, Julius hasst Fasching«, sagte sie zu der geschlossenen Kabinentür.

Danis Stimme antwortete von links: »Aber an Halloween habt ihr doch sogar ne Party gemacht. Und er war verkleidet.«

»Als was?«

»Als Fleischer?«

»War das nicht Christian?«

»Stimmt«, sagte Dani und spülte.

Am Waschbecken malte sich ein Leopard die Flecken nach. Elisabeth

und Dani teilten sich das andere. »Er hasst die ganze Gegend. Alles. Deswegen glaub ich, dass er auch mich hasst.«

»Nein«, sagte Dani.

»Is auch egal jetzt.«

»Ja.«

»Ich muss ein neues Bett haben«, sagte Elisabeth. »Es ist seins.«

»Heute schläfst du bei uns.«

»Die Matratze ist meine, aber das Bett gehört ihm.«

Dani führte sie die Treppenstufen hinunter und sie gingen wieder über den Platz zurück zur Schabracke.

»Ist das nicht blöd, am Rosenmontag ganz schwarz und nüchtern zu sein?«, fragte Elisabeth. Der Türsteher nickte. »Siehst du«, rief sie zu Dani.

»Er mag Rosenmontag. Er darf nur nicht.«

Sie fanden Christian wieder und Christian hatte Martin gefunden.

»Bruderherz!«

»Helau!«, begrüßte Elisabeth ihn.

Martin stellte ihnen einen Ritter vor. »Das ist Max.«

»Kenn ich doch«, sagte Dani. Sie wurde abgelenkt von einer Salve Bonbons. Max stand ein wenig steif in seinem Ritteranzug da. Elisabeth tippte die Rüstung an. »Plastik.«

»Trotzdem unbequem.«

Sie lachte. Er lachte mit. Dani nahm Christian die Tüte in Thermoskannenform ab, gab ihm die Kanne zurück und drängte sich durch die Menge, einem Heuwagen nach. Elisabeth sah ihr nach und sah sich dann nach ihrem Bier um. Hatte sie eins gehabt? Auf dem Boden lagen nur Bonbons. Die Menschen und Tiere – Eisbären, Schafe, Hasen –, die sie umringten, hatten alle Becher mit Bier in der Hand.

»Wo kommt ihr her?«, fragte der Ritter Max. Er hatte sehr grüne Augen.

»Von hier.«

»Ich meine, wo standet ihr vorher?«

Sie schüttelte den Kopf. »Wir sind gelaufen.« Suchend blickte sie sich nach Dani um. Laufen war irgendwie leichter gewesen als zu stehen. Etwas bohrte sich in ihre Hüfte. »Wo ist sie?« Ihr Blick suchte die Gesichter auf der gegenüberliegenden Straßenseite ab. Jemand winkte ihr. Ein

Panzerknacker mit schwarzer Maske über den Augen. Sie winkte zurück. Der Panzerknacker wandte sich an eine Waldfee neben ihm und sprach in ihr Ohr, und da erkannte sie Andreas. Elisabeth stolperte, stieß mit dem Rücken gegen etwas Flauschiges und von irgendwoher schwappte Bier in ihren Nacken. Ein Osterhasen-Weihnachtsmann-Wagen, der eine vollkommen krude Musikmischung spielte, schob sich in ihr Blickfeld. Sie starrte durch ihn hindurch.

»Vorsicht!«, rief Max.

Elisabeth sah hoch und einen goldenen Osterhasen auf sich zufliegen. Im nächsten Moment traf er ihre Stirn. Sie taumelte und ging zu Boden.

»Was für Riesenviecher«, rief Martin.

Christian und Max knieten neben ihr. »Alles in Ordnung?«

»Mir ist schlecht.«

Christian zog Max seine Süßigkeitentüte aus der Hand, leerte den Inhalt auf den Boden und hielt sie Elisabeth vors Gesicht. Gerade noch rechtzeitig.

»Ist der Panzer ...?« Elisabeth beugte sich wieder über die Tüte. Sie roch nach einer sehr süßen Mischung aus Apfel, Orange und Feige. »Ist das eklig.« Sie versuchte, sich von den anderen wegzudrehen, was ihr nur mäßig gelang.

»Es tut mir so leid.« Neben ihr war plötzlich Danis Gesicht. Die vertrieb die Jungs. Elisabeth schüttelte den Kopf. »Ich hab dich allein gelassen«, sagte Dani.

Sie hatte das Gefühl, ihren Magen wieder im Griff zu haben. Sicherheits halber blieb sie sitzen. Dani leerte Süßigkeiten auf die Straße und tauschte ihre Tüte gegen Elisabeths.

»Das ist doch eklig«, protestierte sie.

Dani knotete die Tüte zu. »Da vorne ist eine Mülltonne.« Sie war kurz weg und gleich wieder da. Elisabeth betrachtete die verstreuten Bonbons, Brausestückchen, Fläschchen, Goldtaler. Eine Quietscheente für die Badewanne. Einen Moment dachte sie sehnsüchtig an die Wanne. Dann zog sie die Matrosenmütze vom Kopf und begann, die Dinge um sie herum einzusammeln. Dani nahm ihr einen Lutscher aus der Hand und warf ihn zurück auf die Straße. »Der ist angelutscht.«

Elisabeth starrte auf ihre leere Hand und brach in Tränen aus.

»Hey.«

Es war einfach zu viel. Zu viel auf einmal. Zu viele Männer. Zu laute Musik. Dani rieb ihr über den Rücken.

»Ich hab euch den ganzen Umzug versaut«, sagte Elisabeth.

»Nein.«

»Ich komm mit einer Scheißlaune bei euch an, kotz euch die Tüten voll und jetzt ...«

»Du hattest eigentlich blendende Laune«, sagte Dani.

Elisabeth las ein Taschentuch vom Boden auf, um hinein zu schnäuzen und entschied sich im letzten Moment um. Sie ballte die Hand zur Faust, dann warf sie das Taschentuch von sich. Es landete auf dem Pflaster neben ihr.

»Daran ist Andreas ... der Panzerknacker ...« Dani rieb ihr über den Rücken und Elisabeth brachte den Ernst der Lage nicht herüber. »Er ist da drüben!«, rief sie.

Über ihnen beugte sich ein Schatten zu ihnen herab. »Er ist tatsächlich da drüben«, sagte Christian.

»Was?« Danis Stimme schrillte. Elisabeth rollte sich die Zöpfe über die Ohren.

»Hat er es mitgekriegt?«, fragte Elisabeth.

»Der Wagen war dazwischen.«

»Und seine Tussi ...?«

»Was?«, schrie Dani wieder. »Seine Tussi ist auch da? Seit wann hat er ne Tussi?«

»Eine Waldfee«, korrigierte Elisabeth.

»Es tut mir so leid«, sagte Dani wieder.

»Wann hast du das letzte Mal was gegessen?«, fragte Christian, der sich neben ihr in die Hocke gelassen hatte.

Elisabeth dachte an den Teller mit Rührei, der unangerührt neben dem leeren Kakao-Becher auf dem Absatz über dem Klo stand. »Vorgestern.« Dominik hatte einen Valentinskuchen mitgebracht. Schokolade mit pinkfarbenem Zuckerguss, in Herzform. Ihr Magen krampfte sich zusammen. Sie krallte sich in die Plastiktüte. »Ich kann nix essen.«

Niemand sagte etwas. Sie tauschten beratende Blicke aus. Elisabeth starrte auf das Pflaster, um sie nicht zu sehen. Der Jubel und das Lachen und die gebrüllten Unterhaltungen der Menge drehten sich in ihrem Kopf.

»Das ist uns allen schon passiert«, sagte jemand neben ihr. Der Ritter Max.

»Tut mir leid wegen deiner Tüte.« Sie schob ihm die Matrosenmütze hin. Er schüttelte den Kopf. »Alles nur Dreck.«

Sie rettete die Ente, als er den Inhalt erneut auf die Straße kippte und ihr die Mütze aufsetzte. Er lächelte. Er hatte sehr grüne Augen.

»Können wir hier weggehen?«, fragte sie ihn. Eigentlich hatte sie Dani oder Christian das fragen wollen, aber er war gerade da.

»Ja.« Er half ihr auf die Beine. Sie traute sich nicht, einen Blick über die Schulter zu werfen. Andreas hatte bestimmt mitbekommen, dass sie nicht mehr stand, wo sie gewesen war, nachdem der Weihnachtshasen-Wagen vorübergerollt war. Sie bedeckte ihr Gesicht mit den Händen und ließ sich von Max wegführen. Neben sich hörte sie Danis Absätze auf den Pflastersteinen.

Sie bogen um einige Ecken und Max setzte sie auf einer Bank ab.

»Wir rufen ein Taxi«, sagte Christian. »Der Bus in unsere Richtung rumpelt so was von fies.«

Elisabeth bekam nicht viel mit. Neben ihr saßen Dani und Max und sie wünschte sich weit weit weg. Sie nahm die Hände nicht vom Gesicht. Ihr Mund schmeckte nach totem Ork. Christian und Martin unterhielten sich über Waldfeen. Ihr wurde kalt. Jetzt halfen die drei Strumpfhosen plus Kniestrümpfe plus Hose nicht mehr. Sie zog die Füße hoch und krepelte die aufgerollten Hosenbeine herunter, was eine sehr anstrengende Aktion war mit einem Null-Effekt. Max legte einen Arm um ihre Schulter und rubbelte ihren Oberarm. Dann war das Taxi da. Elisabeth musste weggenickt sein, denn sie hatte nicht mitbekommen, wo es hergekommen war.

»Wollt ihr denn mit?«, fragte Dani.

Ihr Bruder gab irgendeine Antwort und Max schob Elisabeth auf die Rückbank. Er schob sich neben sie und rückte sehr nah.

»Wir steigen gleich aus, das geht schon«, sagte Martin.